



Niederdeutsches Heimatblatt

Mr. 2.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1920.

Wie der Flecken Bederkesa Amtssitz wurde.

Von Ad. Krönke.

Die Entwicklung einer Siedlung wird sich in erster Linie nach der Lage und der allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Veränderung der staatlichen Einheit, der sie angehört, richten. Das trifft für den Flecken Bederkesa in mehr als einem Falle zu. Zwar verbürgte die Lage des Ortes am See und zwischen größeren Erhebungen noch nicht allein ein Anwachsen der Art, wie wir sie etwa vom 14. bis 18. Jahrhundert verfolgen können. Hinzukam, daß die Stadt Bremen sich den Platz als geeigneten Mittelpunkt ihrer Machtziele im rechtsseitigen Hinterland der Unterweser aussuchte, vielmehr von den vorübergehenden Machthabern, den Freiherren von Bederkesa, übernahm.

Nicht immer ist der Flecken Sammelpunkt des späteren Gebietes des Alten Amtes Bederkesa geworden. Die Geestfläche dieses Amtes umfaßt zwei weit ältere Bezirke in den beiden Börden Debestedt und Ringstedt. Hier befanden sich lange vor der Zeit, da Bederkesa zum Mittelpunkt der vereinigten Börden wurde, alte Gerichtsorte, die auch in kirchlicher Hinsicht Zentren bildeten. Die Kirche in Bederkesa ist zum Beispiel später (1295) gegründet als die in Ringstedt und Debestedt. Mit dem Anwachsen der Macht des freiherrlichen Rittergeschlechts derer von Bederkesa verloren diese alten Gerichtsstätten aber an Bedeutung. Das geschah etwa in dem Zeitraum von 1150 bis 1250. In dieser Zeit gewannen die Herren von Bederkesa so sehr an Macht und Ansehen, daß ihr Sitz zum Mittelpunkt eines wirtschaftlichen Gebietes von großem Umfange wurde. Natürliche Grenzen — im Norden Moore, im Süden der Geestfluß und im Westen die Marsch und im Osten ebenfalls Moore — setzten der Ausdehnungsmöglichkeit des Geschlechts Ziele, die sie aber zur Zeit ihrer höchsten Machtfülle noch überschritten. Das geschah etwa um das Jahr 1300. Von jetzt ab gewöhnten sich die Bauern der weiten Umgegend, nach Bederkesa als dem gegebenen Zentrum zu schauen. Hier fanden sie ihren Rechtsschutz, hierher brachten sie die landwirtschaftlichen Erzeugnisse als Begehnten und Abgaben. Ueber den Sitz des Rittergeschlechts hinaus reichte ihr Blick nicht.

Mittlerweile siedelten sich um die Burg auch einige Bauern an, teils, um in bewegten Zeiten rechtzeitig Schutz zu finden, teils, weil die Ritter gern einige Meier in der Nähe wissen wollten, denen sie die Bearbeitung der eigenen Ländereien in der Nähe der Burg übertragen konnten. Darin haben wir die Anfänge des heutigen Fleckens zu sehen. Diese Entwicklung, die dem Werden des Ortes durchaus günstig war, drohte rückläufig zu werden, als in der Mitte des 14. Jahrhunderts hin und her im Gebiete des Alten Amtes Bederkesa andere Rittergeschlechter Sitz und Macht gewannen. Sie standen meistens zunächst in verwandtschaftlichem Verhältnis zu denen von Bederkesa. So finden wir um 1350 die Blöggelinge in Flögeln, die von Elm in Elmlohe und etwas später auch noch die von der Vieth in Elmlohe, Alstedt und Fickmühlen, die nachher alle übrigen Geschlechter lange Zeit überlebten. Die Meier dieser Herren haben nicht in Bederkesa ihren wirtschaftlichen Mittelpunkt, sondern den Sitz ihres Herren. Damit drohte eine Zersplitterung, die nur zum Nachteil Bederkesas auslaufen mußte, weil das Geschlecht derer von Bederkesa der neuen wirtschaftlichen Zeit zusehends zum Opfer zu fallen schlen.

Da nahte Ende des 14. Jahrhunderts der Retter der Einheit dieses Gebietes in Gestalt des ersten bremischen Amtsmannes, des Grafen von Schaumburg. In zweihundertjährigem Kampfe, der in immer sich gleich bleibenden Zielen durchgeführt worden ist, verdrängte dann die Stadt Bremen alle Nebenbuhler. Die einheimischen Adelsgeschlechter mußten Lehnbriefe unterzeichnen, nachdem ihre Burgen zerstört waren. Sowohl der Erzbischof von Bremen als die Fürsten von Sachsen und Engern (die Lauenburger) entsagten der Rechte, die sie an Bederkesa hatten. Ende des 16. Jahrhunderts war die Stadt unbestrittene Eigentümerin des Amtes. Längst walteten ihre Amtsmänner ihrer Pflichten. Durch sie ist der Flecken Bederkesa im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts recht eigentlich zum Mittelpunkt des Gebietes geworden. In allen Seiten des östlichen Lebens blickte man nach diesem Orte. Auch die noch verbliebenen Rechte der abgigen Geschlechter — von denen seit Ausgang des 15. Jahrhunderts nur noch die v. d. Vieths in Frage kamen — konnten die Genstrafsalon, die die Bremer verfolgten, kaum aufhalten. Nach der Durchführung der Reformation kam noch hinzu, daß Bederkesa auch der kirchliche Mittelpunkt des Amtes wurde. Die Stadt Bremen hatte sich nach vielen Unruhen und Geisteskämpfen in der Mehrheit dem reformierten Bekenntnisse zugewandt und war nun bestrebt, es auch in ihren Landgebieten zu verbreiten. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts kümmerte man sich daher in erhöhtem Maße um die Landgeistlichen. Die Prediger der Kirchspiele Ringstedt, Bederkesa, Flögeln, Elmlohe, Debestedt und Holzel waren verpflichtet, einmal monatlich in Bederkesa und einmal jährlich in Bremen zur Besprechung zusammenzutreten. Schwierigkeiten in der Durchführung der reformierten Konfession hatte die Stadtverwaltung nur in Elmlohe, wo die Herren von der Vieth als Ratonatsherren an der lutherischen Konfession festhielten. Elmlohe ist im Amte Bederkesa das einzige Kirchspiel, das niemals einen reformierten Pastor gehabt hat. Jedenfalls vermehrten diese hartnäckig verfolgten Ziele der Stadt die Bedeutung Bederkesas als Amtssitz.

Mit der Zunahme dieser Bedeutung wuchs auch die Siedlung selbst. Schon im Ausgang des 15. Jahrhunderts wird von Bederkesa im Gegensatz zu allen anderen Siedlungen des Amtes als von einem „Flecken“ gesprochen, dem zwei Bürgermeister vorstanden. Zwar blieb diesen beiden Bürgermeistern zunächst lange Zeit nichts anderes zu tun übrig, als die Befehle des Amtmannes auszuführen, immerhin gewann der Ort dadurch eine Sonderstellung, die er auch nach dem 30jährigen Kriege, nachdem die Schweden Herren geworden waren, erhielt. Schon vor dem Kriege bedachte Bremen seinen Amtssitz mit Sonderrechten, die vor allem Handel und Wandel untertügen sollten. Das älteste dieser Rechte ist das Marktrecht, das wir zuerst im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts finden. Der Roland und das Aussteden der roten Marktfahne deuten darauf hin. Die Bauern der Umgegend kamen, um ihre Erzeugnisse hier zu verkaufen. Das zweite Sonderrecht betraf einen einzelnen Gewerbebetrieb, die Braner. Sie erhielten vom Rat der Stadt das Recht, Bier zu brauen und Branntwein zu brennen und im Amt, sowie nach dem „Ausland“ (Bursen und Gabeln) zu verhandeln. Der Flecken hat diese Rechte scharf bewacht und jeder Zeit mit Nachdruck ihren Bestand verteidigt. So war die Lage, als durch den 30jährigen Krieg die Schweden im Amte einzogen. Unter ihrer Herrschaft hat sich diese Entwicklung fortgesetzt, die 1692 zur ersten schriftlichen Verfassung des Fleckens führte.

Mit der Zunahme dieser Bedeutung wuchs auch die Siedlung selbst. Schon im Ausgang des 15. Jahrhunderts wird von Bederkesa im Gegensatz zu allen anderen Siedlungen des Amtes als von einem „Flecken“ gesprochen, dem zwei Bürgermeister vorstanden. Zwar blieb diesen beiden Bürgermeistern zunächst lange Zeit nichts anderes zu tun übrig, als die Befehle des Amtmannes auszuführen, immerhin gewann der Ort dadurch eine Sonderstellung, die er auch nach dem 30jährigen Kriege, nachdem die Schweden Herren geworden waren, erhielt. Schon vor dem Kriege bedachte Bremen seinen Amtssitz mit Sonderrechten, die vor allem Handel und Wandel untertügen sollten. Das älteste dieser Rechte ist das Marktrecht, das wir zuerst im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts finden. Der Roland und das Aussteden der roten Marktfahne deuten darauf hin. Die Bauern der Umgegend kamen, um ihre Erzeugnisse hier zu verkaufen. Das zweite Sonderrecht betraf einen einzelnen Gewerbebetrieb, die Braner. Sie erhielten vom Rat der Stadt das Recht, Bier zu brauen und Branntwein zu brennen und im Amt, sowie nach dem „Ausland“ (Bursen und Gabeln) zu verhandeln. Der Flecken hat diese Rechte scharf bewacht und jeder Zeit mit Nachdruck ihren Bestand verteidigt. So war die Lage, als durch den 30jährigen Krieg die Schweden im Amte einzogen. Unter ihrer Herrschaft hat sich diese Entwicklung fortgesetzt, die 1692 zur ersten schriftlichen Verfassung des Fleckens führte.

Bedeutung der Ortsnamen in der Umgebung von Weesermünde-Bremerhaven.

Eine sprachliche Plauderei von W. Wittkopf.

2/29

II.

Wenn wir uns bei unserem Spaziergange durch die Orte der Umgebung nun nach Süden wenden, so treffen wir zuerst auf den Namen Wulsdorf. (Denn daß das alte Geestendorf und das neuere Geestemünde nach der Geeste genannt sind, bedarf keiner Erörterung.) Wulsdorf besitzt die älteste Kirche des Bieleandes. Schon 1139 wird der Ort Wallestorppe und 1202 Woldestorppe genannt. Daß Wold dasselbe ist wie hochdeutsch Wald, weiß ja jeder Niederdeutsche. Der Name bedeutet also Walddorf. Das gleiche Wold steckt auch im Namen Wulsbüttel (etwa 15 Kilometer südlicher). Es heißt 1105 Waldebutli. Ueber die Bedeutung des zweiten Teiles Wüttel haben wir schon bei Spedenbüttel gesprochen.

Bestlich Geestemünde liegt Schiffdorf. Es ist immer eine Frage gewesen, ob dies seinen Namen wirklich vom Schiff trage, weil man sich nicht denken kann, daß jemals Schiffe bis dorthin gekommen sein können. Man hat daher wohl eine Zusammenfügung mit Schaf, altsächsisch scap,

altfriesisch *stēp*, vermutet. Nun ist sicherlich eine Ableitung von *Stēpdorf* möglich. Denn es kann ebenso gut *Stēpdorf* zu *Schēpdorf* und weiter zu *Schiffdorf* werden, also aus dem *Schaf* ein *Schiff*, wie in der Redensart „sein Schäfchen ins Trockene bringen“ aus dem *Schiff* ein *Schaf* geworden ist. Diese Redensart nämlich heißt sehr wahrscheinlich ursprünglich „sein Schiffchen (plattdeutsch *Schepfen*) ins Trockene bringen“. Man zog ja die Schiffe zumal zur Winterszeit aufs Land, ins Trockene. Die Ableitung von *Schaf* wäre also sprachlich wohl denkbar. Der Name *Schafdorf* kommt freilich sonst in der ganzen Provinz nicht vor. Dafür gibt es ein *Schafwedel* und *Schaphusen*. Nun lautet aber die älteste Form für *Schiffdorf* schon *Schipforpe* (1139) und alle alten Formen haben ein *i* und kein *e*. Daraus ist doch wohl zu schließen, daß es sich hier wirklich um das *Schiff* handelt. Ich kann auch nicht finden, daß die Annahme, Schiffe seien bis *Schiffdorf* gekommen, so unwahrscheinlich ist. Im Gegenteil meine ich, daß die 10 Meter hohe Geestinsel von *Schiffdorf* in den Zelten, wo es keine Deiche gab, der beste Überwinterungsplatz für die alten flachen Schiffe gewesen sei, die dort wirklich „ins Trockene gebracht“ werden konnten.

Nordöstlich von *Schiffdorf* liegt eine weitere Geestinsel, rings von Wiesen umgeben, *Bramel*. Der Ort heißt 1185 *Bramelo* und 1202 *Brainlo*. Wir finden darin ein weiteres Wort (neben *Wibu* und *Wold*) für *Wald*, *Holz*, nämlich *Lo* (*Lo*, *Loo*, *Lohe*, *Voge* usw.). Der Ortsname, die *Lohe* heißen oder mit *Lohe* zusammengefaßt sind, gibt es sehr viele in unserem plattdeutschen Sprachgebiete. Der germanische *lauha* bedeutet eigentlich *Vichtung* (vergl. latein. *lucus*), im Mittelniederdeutschen (*Lo*, *loch*, *loge*), aber nur *Gehölz*, *Busch*. *Bram* heißt im heutigen Sprachgebrauch wohl nur noch der *Ginster* (vergl. *Dons*: „der *Brambusch* leuchtet wie *Gold*“). Aber die *Brombeere* ist auch mit demselben Wort gebildet (mittelniederdeutsch *braume*, *breme*, *brummel*), ebenso altfriesisch *bropbramio* *Hageborn*; und im Althochdeutschen bedeutet das Wort jeden *Dornstrauch*. Danach kann man *Bramel* entweder mit *Ginstergehölz* (also *Gehölz*, in dem viel *Ginster* wächst), oder besser wohl mit *Dorngehölz* übersehen. Sprachlich eng verwandt mit *bram* ist mittelniederdeutsch *brem*, die *Verbrämung*, englisch *brim*, der *Rand*. Davon hat die Stadt *Bremen*, die ursprünglich lang gestreckt am Rande der *Weser* lag, ihren Namen. Südlich *Bramel* treffen wir auf *Sellstedt*. Es heißt 1139 *Scelligstede*. Der Name macht einige Schwierigkeiten. Ich nehme zunächst an, daß es sich hier um die Erscheinung des *Setacismus* handelt, d. h., daß altes germanisches *t* zu *tsch*, *h*, *sc*, *s* geworden ist. Diese Erscheinung tritt am deutlichsten auf in dem Namen *Zeven*, der 971 *Ribnana* (*Riebtwasser*), 1141 *Selvena*, 1188 *Zevena* heißt. Danach sehe ich als ältere Form für *Scelligstede* ein *Kellig-* oder *Kellingstede* ein; (vergl. *Wenning* und *Wenning*) und dies führe ich auf *Karlingstede* zurück, wobei das *r* mit *l* angeglichen und das *a* umgelautet ist. (Für *Zweifel* möchte ich gleich bemerken, daß dieser Rückschluß auf *Karlingstede* sprachlich durchaus einwandfrei ist.) Der Name bedeutet also die Wohnstätte eines *Karling*. Ein *Karling* ist aber die Bezeichnung für einen *Kranken*, einen *Mann* (*Beamten*?) *Karls* des Großen, der hier angesiedelt wurde. Nach Befiegung der Sachsen wurden ja überall fränkische Gefolgsleute im Lande angesiedelt. Mir scheint, *Sellstedt* und *Kellinghusen* in *Holstein* geben noch Zeugnis von diesen Siedlungen.

In der Nähe von *Sellstedt* liegen *Hosermühlen* und *Junkerhose*. Das *Hose* halte ich in beiden Namen für eine Entstellung von *Huse*, *Hus* (*Haus*). Alte Formen, die Aufschluß geben könnten, sind nicht vorhanden. *Junkerhose* ist ja augenscheinlich ein alter *Herrnhof*. Ein *Hus* (in der Einzahl) bedeutet in alten Zeiten immer ein einzelnes *Haus* oder *Gehöft* mit dazu gehörigen Wohnungen für die *Dienstleute*, während die Mehrzahl *Husen* in Ortsnamen immer anzeigt, daß es sich hier ursprünglich um mehrere *Gehöfte* handelt. *Hosermühlen* wird die zum „*Huse*“ gehörige *Mühle* gewesen sein.

Nähebei liegt *Apeler*, 1139 *Apelberon* genannt. So seltsam es klingen mag, der Name hängt wirklich mit *Apfel*, *Apfel* zusammen, und im zweiten Teile — deren steckt das alte Wort für *Baum*, das im englischen *tree* noch heute erhalten ist. *Apudra* heißt altniederdeutsch der *Apfelbaum*, und *Apelberon* im Mittelniederdeutschen. Der Name besagt also, daß die Siedlung an einem *Wildapfelwäldchen* lag. Vermutlich hat der Ort *Apel* seinen Namen ebenso erhalten.

Wenn wir nun weiter nach Süden wandern, kommen wir nach *Donnern* und *Beghövede*. *Donnern*, 1185 *Thonrede*, ist einer der Namen auf — *ede* (hochdeutsch — *ithi*), die meist schwer zu deuten sind. Der bekannte Namensforscher *Jellinghaus* meint, er bedeute *Donnerort* und weise auf *Donarkultus* hin. Das ist natürlich möglich. Eine andere Deutung wäre *Dornenort*, wobei eine Umstellung des *r*, wie sie oft vorkommt, anzunehmen wäre (vergl. *Brunnen* — *Born*, *Brett* — *Bord* usw.) *Döhren* bei *Hannover* heißt alt *Thurnithi*, was sicher *Dornenort* bedeutet. Dasselbe wird auch der südöstlich gelegene kleine Ort *Dohren* bedeuten. *Beghövede* heißt 1202 *Befeshovede*. Der erste Teil enthält also das Wort *Beel*, *Bach*, im zweiten Teil. Ein zwar sehr winziger *Bach* entspringt auch nahe dem *Pfarrhause*. Der zweite Teil bedeutet augenscheinlich dasselbe, was *Böst* noch heute (zum Beispiel im *Hamburger Hafen Amerikahöft* usw.) bedeutet, der *Kopf*, das *Haupt*, das *Böst*. Bei einem *Bache* ist dies die *Quelle*. Wir erhalten also die Bedeutung *Siedlung an der Bachquelle*. In gleicher Weise liegt *Wisselhövede* an der *Quelle* der *Wissel*.

Ueber den Namen *Loxstedt* kann man verschiedener Meinung sein. Einige nehmen als Bedeutung an *Stätte* wo *Lauch* wuchs, altniederdeutsch *lool*. *Lauch* riecht etwas aufdringlich und darum mag man wohl eine *Stelle*, die sich durch *Lauchgeruch* „auszeichnet“, danach benennen. Aber die älteste Form von 1059 heißt *Lactibi* und nicht *Loosctibi*. Darum möchte ich diese Deutung abweisen. Nun befindet sich, wenn ich mich recht erinnere, in der Nähe des *Bahnhofes* ein *Teich*, eine *Wasseransammlung* an einer tiefergelegenen *Stelle* ohne *Zu-* und *Abfluß*. Man könnte sie auch eine große *Wasserlache* nennen. Damit haben wir schon das Wort (*Lache*), das den ersten Teil des Namens ausmacht. Im Mittelniederdeutschen heißt es *Läte*, wie es ja auch heute noch *Saltlake*, *Serings-*

lake heißt. *Lactibi* wäre also die *Wohnstätte* an der *Läte* (hochdeutsch *Lache*).

Der *Geestrieden*, auf dem *Loxstedt* liegt, streckt sich noch weiter südwestlich bis an die *Lune* und trägt an seinem Ende den langgestreckten Ort *Nesse*. Eine *Nesse* oder *Nese* oder *Näse* ist einfach eine in eine *Flußniederung* vorstoßende *Landnase*. So heißt ein *Gut* auf einer solchen *Näse* an der *Weser* in der Nähe *Verdens*, der *Näsehoj*. Ganz bekannt ist ja auch *Blankeneese* an der *Elbe*, das auf hoher *Bergnase* liegt.

Wir überschreiten die *Lune* und finden jenseits den geistlich bekannten Ort *Stotel* (1213 wird die *Feste „Stotle“* von den *Stedingern* zerstört). 1105 heißt der Ort *Statle*, aber seit 1202 fast immer *Stotle*. Der Wechsel zwischen *a* und *o* in der Schreibung eines plattdeutschen Vantes besagt ja nur, daß dieser Vant zwischen *a* und *o* liegt, wie es noch heute der Fall ist. Wir haben also die Wahl, auf ein altes *stot* oder *stat* zurückzugreifen. Nun gibt es im Mittelniederdeutschen ein Wort *stoot*, was lautlich unser *Stute* ist, aber eigentlich *Pferdeherde* oder *Einzäunung* für *Pferde*, *Standort* für *Pferde* (vergl. unser *Gestüt*) bedeutet. *Stuttgart* hat daher seinen Namen. Aber für *Stotle* paßt diese Ableitung deshalb nicht, weil der zweite Teil des Namens, *le*, die *Verfürzung* von *loh*, *Wald*, und *Pferdewald* ein ganz unmöglicher Begriff ist. Das *Pferd* ist ein Tier der freien Ebene. Wir müssen uns also an das *stat* halten. Im Altsächsischen heißt *stath* *Ufer*, *Gestade*, wovon *Stade*, *Stadland*, *Osterstade* ihren Namen haben; altfriesisch *stēd*, dem *Stedingen* seinen Namen verdankt. *Statle* würde also *Uferwald* (nämlich am *Lunef*) bedeuten.

Rehren wir nur *lunee*wärts an unseren Ausgangsort zurück, so treffen wir zuerst *Kleeste*. Der Name würde sicherlich große Schwierigkeiten bieten; wenn wir nicht die alte Form von 1105, *Klietsete*, hätten. Dadurch ist die Bedeutung sofort klar. *Sete*, älter *sati*, bedeutet der *Wohnsitz* (nicht etwa die *Sitzenden*, wie man zum Beispiel *Wurtsati* so oft hört) und *fliet* oder *fleth* ist ein noch gebräuchter ganz allgemeiner Ausdruck für alles fließende Wasser, hochdeutsch das *Fließ*. Es kommt natürlich von altfriesisch *floton*, *fließen* und *schwimmen*, her. Da das Zeitwort diese beiden Bedeutungen hat, so gehören dazu sowohl der *Fluß*, der *Flott* (ein plattdeutscher Ausdruck für *Sahne*, die eben oben schwimmt), die *Flotte* (d. h. die *Schwimmende*), das *Floß*, die *Flut* und die *Flöte* (Bezeichnung für einen *Rahn* im *Sietlande*). Nicht hierher gehört das *Fleet*, *Flett* (altfriesisch *flet*), der *Fußboden* vor den *Stuben* im niedersächsischen *Bauernhaus*. Dies ist vielmehr von altfriesisch *flat*, *flach*, abzuleiten.

Der nächste Ort *Welle* hält ein altes Wort fest, das im Englischen als *well*, *Quelle*, noch vorhanden ist. In *Diepholz* heißt eine niedriggelegene *Wiesenfläche*, in der sich kleine *Quellen* befinden, „*In den Wellen*“. Die gleiche Bedeutung hat natürlich *Wellen* südlich *Beberstedt*.

Eine seltsame Umwandlung seines *Vokals* hat *Lanhusen* sich gefallen lassen müssen. Läßt schon seine Lage an der *Lune* die Vermutung aufkommen, daß es von dieser seinen Namen hat, so wird die Vermutung zur Gewißheit, wenn man findet, daß es 1105 *Lunhusen* und 1202 *Lunehusen* heißt. Warum das *u* zu *a* geworden ist, wird immer rätselhaft bleiben. Man muß schon annehmen, das die *Aussprache* des *u* so unendlich war, daß man nach dem Gehör ein *a* dafür schreiben konnte.

Zum Schluß mag noch etwas über den bisher übergangenen Ort *Nüdel* gesagt werden. Seine Deutung bietet große Schwierigkeiten. Die älteste Form von 1072 heißt *Nuclea*, eine spätere (1139) *Nucia*. Die erste Form ist vielleicht verderbt (latiniert), wenn man nicht annehmen will, daß — *es* das abgeschwächte Wort *asa* ist, das nach den Untersuchungen von *Th. Lohmeyer* *Wasser* bedeutet und in den *Flußnamen* *Bafe*, *Milse*, *Künne* usw. stehen soll. Aber ich habe es für unser Gebiet bisher noch nicht nachweisen können. Der erste Teil des Namens, also *Nuel*, ist ebenfalls schwer unterzubringen. Am wahrscheinlichsten ist nur noch die Verwandtschaft mit dem altnordischen *hugtil*, *Geschwülst*, *Knoten*, *Erhebung*. Da *Nüdel* am Rande eines kleinen flachen *Hügels* liegt, der rings von tiefliegendem wasserreichem Gebiet umgeben ist, so würde die Bedeutung *Hügel* am *Wasser* zu der *Deutlichkeit* wohl passen. Geht man von der zweiten Form *Nucia* aus, so könnte man — *la* für *lo* gleich *Wald* halten, während *Nuc* ohne das *berkleinernde l* wieder *Hügel* bedeuten würde. Auch dies würde der *Deutlichkeit* wohl entsprechen. Trotzdem bleibt der Name sehr rätselhaft.

Heimatliches Spiel und Spielzeug.

Von J. J. Cordes (Bremerhaven).

II.

Die Reigenspiele und Reigenlieder unserer Mädchen deuten vielfach auf alte Gesellschaftsspiele der jungen Burken und Mädchen früherer Zeiten hin. Die Art des Spiels und der Inhalt der Reigenlieder sind jedoch meist so verändert, daß die ursprüngliche Form kaum mehr erkennbar ist. So kommt es, daß die uns vorliegenden Texte oft keinen rechten Sinn ergeben. Aber dem spielenden Kinde ist ja auch weniger der Inhalt die Hauptsache als die Freude an der Bewegung, am Rhythmus und Gesang. Das bekannte Reigenlied: „Grünes, grünes Gras unter meinen Füßen“ ist erst durch die vergleichsweise Heranziehung des schottischen Textes verständlich geworden, der besagt, daß mit dem grünen Gras der frische Rasen eines Grabhügels gemeint ist. Im Hochland Schottlands lag man noch vor gar nicht langer Zeit das Lied bei der Einsegnung der Leichen. Andere wieder sind aus ehemaligen Volksliedern entstanden. „Mariechen sah auf einem Stein“ ist ein typisches Beispiel dafür. Noch andere, besonders aber Reime und Gebete, sind trotz ihres hohen Alters nur in der dialektischen Formung verändert.

Mit welcher Vorsicht aber die Ableitungs- und Deutungsversuche erfolgen müssen, zeigt das vielgesungene „Dornröschen war ein schönes

Kind". Ganz entsprechend der Auffassung des durch seine mythologische Erklärungsfucht bekannten Sammlers Franz Magnus Böhm glaubte man hier ein tief im germanischen Götterglauben wurzelndes Mitleid von Boesje, Mufel und Mink! vor sich zu haben. Wie Renochel jedoch nachweist, handelt es sich um eine — Kunstschöpfung der neueren Zeit.

Und nun zum Anteil der Jugend an den Höhepunkten des Familienlebens und an den Freuden der Jahresfeste; denn nicht nur um den Alltag mit seinen mannigfachen Spielgelegenheiten, die die gütige Natur im Wechsel des Sonnenlaufes spendet, sondern auch um die aus christlichen und heidnischen Wurzeln entsprossenen Feste und festlichen Veranstaltungen legte sich ein vielmaschiges Netz von Kinderfreuden, die im Spiel mit Naturgegenständen, im Wettstreit und Kampfspiel, durch Reden, und Mummenschanz und Bettelgänge ihren sichtbaren Ausdruck fanden. Der Frühling lockte die frohe Schar ins Freie. Da wurden Fische „gehört“ und Hechte „gesnarrt“, „geischierft“ oder „gescheert“, Kränze gewunden, und Weidenflöten „geloppelt“ und Reime dazu gefungen, von denen manche vielleicht aus der Zeit des Hirtenlebens unseres Volkes auf unsere Tage kommen. Im Spätsommer zog der Drache hoch oben unter den Wolken dahin. Man hupfte mit dem Springstock über die Marschgräben und spielte — je nach den Zeitereignissen — „Russen und Japaner“, „Engländer und Buren“, „Räuber und Schandarm“. Und erst der Winter! Da baute man Schneemänner und Schneeschanzen wie heute, schlug Schneeballschlachten, sauste mit dem „Strieffschuh“ (früher aus Knochen) über die Eisflächen dahin, rüschte mit der „Kreel“ vom Hügel oder Deichhang und jagte mit den „Bröckeln“ über das spiegelglatte Eis, wobei man sich vor dem „Eugelsbill“ zu hüten hatte, oder man „wrickte“ im Ruderboot dahin. Uralt sind die aus dem Kampfstrieb der Jugend geborenen Kechen zwischen ganzen Ortschaften und Kirchspielen. Schon 1409 erforderten die Kämpfe der Jugendlichen zu Freiburg im Neckland ein Eingreifen des Rates, weil die unter den Schlachtrufen „Neman“ und „Roman“ erfolgten Zusammenstöße gar zu gefährlich wurden. Neckereien wie:

De Worth (Lüdingworth) bob'n,
Ohlendroot in'n Grob'n!

gab es im ganzen Bezirk. Sie waren der Lustart zu ernststen Ausschreitungen, wie sie zum Beispiel alljährlich an der Franzosenbrücke zwischen Lehe und Geestendorf erfolgten.

In Hamburg kam es 1289 zu einem förmlichen Schuljungenkriege. „Die Sancta Maria, St. Anskar und alle Doimscholaster — die St. Nicolaus und Johann Lüneburg“; so hießen die Kampftrübe der Parteien.

Weihnachten brachte Nefel, Nisse und Rajestüg, wenigleich die eigentliche Bescherung ursprünglich zu St. Nikolaus oder zu Neujahr erfolgte. Im Lande der Wurfsten erschienen um diese Zeit die sogenannten „Sternfinger“ oder „Sterndräger“, die heiligen drei Könige, die mit einem weißen Linnenhemd bekleidet und einem ebenfalls weiß überzogenen „Trägerhut“ gemessenen Schrittes von Hof zu Hof zogen. Auf einer zwei Meter langen Stange trugen sie einen türgroßen Stern, in dessen Mitte in einem Hohlraum eine Kerze flackerte. Auf dem Flur oder der großen Diele sangen sie ihr „Sternlied“, um dann ihre Gaben zu heischen (Niederdeutsches Heimatblatt, „Nordwestd. Btg.“, Nr. 13, 1926).

Am Tage des „Ohljoßroßens“ erschienen in kleineren und größeren Trupps mit Körben und Beuteln wohl Hunderte von Kindern als Neujahrswünscher. Im Alten Lande, in Rehdingen hießen sie „Neijohrsmieter“ oder „Neijohrs Kloppers“, weil sie früher wirklich Steine gegen die Fensterläden und Feldtüren warfen oder — wie es in Osterlade Sitte war — mit einem Hammer gegen die Türen schlugen, um die bösen Geister des alten Jahres zu verschrecken. Demselben Zwecke dienten auch die Pistolenschüsse und Verkleidungen der Erwachsenen. Die Kinder erhielten Brot, Nefel und Nisse, die Großen Grog, Zigarren und braune Kuchen. Zu „Faslam“ boten Frauen und Kinder ihre „Deetwig“ zum Verkaufe an. vielerorts kamen auch die Kinder mit ihrem „Rummelpott“ ins Haus.

Das Osterfest bedeutete wieder einen Höhepunkt im Kinderleben. Schon Wochen vorher zog die Schar der Kleinen von Haus zu Haus, um Tannenbäume, Reith, Dornbüsch, Stroh und Geld zu sammeln. Uralter Volksglaube sicherten die Teilnahme der Alten am Abbrennen des Osterfeuers. So weit der Feuerschein leuchtete, so weit war das Feld rein von bösen Geistern, waren die Felder fruchtbar und die Wohnstätten gegen Krankheit und Brandunglück geschützt. Das Sineinwerfen von Puppen in die Glut erinnert an die alten rituellen Kampfspiele zwischen Frühling und Winter. Wie der Christbaum zum Weihnachtsfest, so gehören die Osterkerle und der Osterhase zum Osterfest. Glaubte man schon infolge des Analogiezaubers durch das Schlagen mit der Lebensrute bei den Menschen, Tieren, Bäumen und Aekern Fruchtbarkeit erzeugen zu können, wie vielmehr mußte das durch den Genuß des mit unverwundlicher Lebenskraft ausgestatteten Eies geschehen können; denn das Ei war von jeher das Sinnbild des Lebens und der Fruchtbarkeit. Der Osterhase ist dagegen jüngeren Datums und vermutlich weder niederdeutsch noch germanisch.

Die Spott- und necklustige Jugend, die schon beim Anblick eines Bekehrten nicht zurückschalt, fand am 1. April reichlich Gelegenheit zum Koppen und Hänfeln, „Horbütel, Kanonendick!“ rief sie dem Taumelnden zu. Das hofierliche Schaukeln des Haarbeutels und Zopfes reizte die Nachlust besonders. Oder man sang:

„Batter Jörn is besaben,
Batter Jörn heit'n Brand,
Batter Jörn is inslappen
mit'n Kömbüttel inne Hand!“

Bald folgt der Austritt aus der Schule und die kirchliche Einsegnung. Vorher wurden an die in der Schule verbleibenden Kinder

Marmel und Biber verteilt, und die häufig langen Wege zum Konfirmandenunterricht wurden zu Lausgeschäften und Glücksspielen mancherlei Art benutzt. Ein beliebtes Spiel war „Schrift und Kron“, bei dem es darauf ankam, vorher anzufagen, ob beim Niederfallen der Münzen das Wappen oder die Zahl sichtbar werden würde. Am Pfingstmorgen hieß es früh aufstehen, um nicht „Pfingstbötel“ oder „Pfingstboß“ zu werden, und um die Häuser mit Birlengrün — in der Marsch meist Erlensbusch — zu schmücken. Bevor die Mädchen zum Melken gingen, mußten den Kühen Blumenkränze um die Hörner gelegt sein. Das letzte Stück der auf die Weide getriebenen Herdentiere galt in heidnischer Zeit der Gottheit verfallen; der Blumenschmuck ist die Zierde des Opfertieres. (Rebensart: „Geschmückt wie ein Pfingstochse.“) Besondere Kinderschützenfeste ahmten die Sitten der Erwachsenen nach. Dabei war es ein Hauptvergnügen der Jugend, die glattgeschälte Stange zu erklimmen, um als Preis die oben befestigten Tücher und Näschereien herabzuholen. Zerrißene Hosen und das Hohngelächter der Umstehenden waren oft genug der einzige Lohn der Mühe.

Die Vorläufer des Johannisfeuers sind die sogenannten *Notfeuer* (d. h. durch Reiben verursachtes Feuer; alth. *niotan* = reiben), deren Abbrennen an keine bestimmte Zeit gebunden war. Sie dienten der Abwehr und zur Heilung der oft so verheerend wirkenden Viehsucken. Später erhielt es seine Festlegung auf die Zeit der Sommerferien. Seit 1361 wird das Mittsommerfest in Hamburg erwähnt; es wurde dann stets „ein fröhlich Feuer“ angezündet. Bis vor reichlich 100 Jahren erhielt sich die Sitte des Johannisfeuers; heute wird es wieder durch die wandernde Jugend in Brauch gebracht.

Auch historische Erinnerungen leben in der Kinderwelt fort. Wie haben im Kinderreim Bezugnahme auf die Dänen und Schweden, und im Spießrutenlaufen und Raakspiel leben Ueberbleibsel früherer Rechtsbräuche fort. Letzteres hat neuerdings eine umfangreiche Literatur erwachsen lassen, weil es wegen seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung eine besondere Beachtung und liebevolle Pflege verdient. Hauptfachlich erwähnt wird es von Hamburg und Stade. Klicheu (1789) nennt es „Kak ubl“. Das Spiel der armenen Gallenlügen“ und Lillers (Mitt. des Vereins f. hamb. Gesch.) und Klaus Schreiber (Stader Archiv) bemüht sich ernstlich um seine Wiederbelebung. Dabei mag erwähnt werden, daß im Mittelalter der Kirchhof nicht nur als Versammlungsort der Erwachsenen, sondern auch als Spielstätte der Jugend häufig genannt wird. Sogar gegen das Regeln auf dieser ehrfurchtgebietenden Stätte mußte polizeilich eingeschritten werden. Zinder (Vierlande) sagt: „Bis in die 60er und 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts diente er noch als Spiel- und Tummelplatz für die Jugend und am Sonntag kam besonders die junge Welt auf dem Kirchhof zusammen.“

Während — nach Professor Gros — im Spiel eine unablässliche Selbstausbildung des Menschen als Vorbereitung auf den Lebenskampf gesehen werden muß, tritt bei dem Erwachsenen das Erholungsbedürfnis in seine Rechte. Man will sich vom Zwang der Alltagsarbeit befreien und wählt Betätigungen, die im gänzlichen Gegensatz zur Erntisphäre des Lebens stehen. (Dr. Kallie.)

Von welcher Ortschaft wird nicht berichtet, daß nicht bei passender Gelegenheit die Türen verrammelt, die Gartentüren verriegelt, Glascheiben auf den Schornstein gelegt oder gar Wagen mit allem Zubehör und Inhalt auf den First des Hauses gebracht wurden?

Das „Hänsen“ im Lande Wursten, die Aufzucht von Maibäumen, das Schützenwesen, die Verkleidungen, das Würfel- und Kartenspiel (Mitten Hohn, groten Hohn, Napoleon, Schopstopp, Mustoter, swarten Peter, Sechszundsechzig) alles gehört hierher. Ferner das Regeln, Ringwerfen in den Schankstätten, das Ringstechen und Ringreiten, ja selbst die Schlägereien als Abschluß von Festlichkeiten und das beliebte Wettjagen bei der Rückkehr von Zusammenkünften und Jahrmärkten (Dobrock, Hedendorf).

Wie es im Mittelalter Verordnungen gegen den Kleiderluxus gab, so suchte man auch den Auswüchsen beim Spiel der Kinder und Erwachsenen zu steuern. Verkehrstechnische und Sicherheitsgründe mögen manche Spielverbote in den Städten veranlaßt haben. Der Rat von Hamburg verwies 1736 den Silbebrand (billiger Brand) = Osterfeuer aus der Stadt nach Farmsen und Volksdorf. Rohheiten und Ausschreitungen führten zum Einschreiten der Polizei und der Kirche. Wo die Spiele zum öffentlichen Unfug ausarten, sind sie natürlich zu bekämpfen. Wir denken dabei an die Mißhandlungen der Schiffsjungen beim Rausch, Raupen- und Wasserpiel in der Hausenzeit. Die Kirche war darauf bedacht, Störungen des Gottesdienstes zu vermeiden und heidnische und abergläubische Beimengungen der volkstümlichen Sitte zu beseitigen. So heißt es in einer von Bratje wiedergegebenen hannoverschen Verordnung vom Jahre 1776: „Wenn jemand das verbotenen höchst ärgerliche Fastnachtwesen, Osterfeuer, Maygräffschaft, Pfingst- und Fensterbier wieder einzuführen, sich erdreisten sollte, so sind die dabei Interessierten nicht mit Geld- sondern mit Gefängnisstrafe zu belegen.“ Diese Verfügung marschiert in derselben Richtung wie die Anweisung des Erzbischofs Amban von Bremen (1013–1029), wonach die „Haine, welche unsere Marschbewohner in thörichte Verehrung besetzen“, auszuhauen seien.

Unsere Kinderspiele sind ein Stück heimatlichen Volksgutes. Wo es sich um altbewährte Ueberlieferung handelt, da leimt noch gemeinverständliche, schöne und lebendige Volkspoesie und da möge es allen Realisten und Nationalisten zum Trost gehen, wie es dem Oldenburger Pastoren erging, der im Jahre 1702 im Auftrage seiner Kirchenbehörde von der Kanzel gegen den „Molochsdiens“ des Osterfeuers wettern mußte und dann in seinem Bericht feststellte, „daß aber dennoch des abends druff das Feuer pompöser denn je gebrannt wurde“.

Der Bauer und das Spuklicht.

In den Dörfern des Hadelar Sietlandes werden an den kalten Winterabenden, wenn die Nachbarn und Verwandten sich gegenseitig besuchen und man bei einer Tasse Kaffee oder einem Glase Grog beisammen sitzt, gern Spukgeschichten erzählt. Denn hier, wo sich zwischen Geest und Marsch die Randmoore hingiehen, in denen sich leicht entzündbare Gase entwickeln, hüpfen über die Acker und Moorstücke Lichter hin, die den Anlaß gaben zu mancher gruseligen Geschichte und auch wohl die Ursache folgender Erzählung gewesen sind:

Vor langer, langer Zeit wohnte hier ein Bauer, der sich über jede Spukgeschichte, die in seinem Weisheit erzählt wurde, in höchstem Maße lustig machte. Oft sprach er, nachdem er erst tüchtig über die Erzählung gehöhnt hatte, das Verlangen aus, einem Spuk zu begegnen; er würde bald mit einem solchen fertig werden. Nun kam unser Bauer einmal des Nachts zur Geisterstunde von einem weiten Ausgange heim; es war so dunkel, daß er eine Brücke, die er überschreiten mußte, nicht finden konnte. Da tauchte auf dem Wege, der vor der Brücke vorüber führte, von weitem ein Lichtschein auf, der ziemlich rasch näherkam. Bei der Brücke angekommen, blieb die Laterne — denn für eine solche hielt sie der Bauer — stehen, und letzterer konnte im schwachen Schein derselben die Brücke finden und gelangte auch glücklich über dieselbe. Auf dem Wege angelangt, bot unser Bauer dem Laternenträger die Tageszeit und sagte: „Guten Abend.“ Dann fragte er ihn, ob er die Strecke bis zu seinem Hofe mit entlang ginge. Aber Gegengruß und Antwort blieben aus. Dieses machte den Bauer stutzig und zugleich auch der Umstand, daß der vermeintliche Laternenträger nicht auf dem festen Fußsteige, sondern mitten im morastigen Fahrwege stand. Unser Mann, der bekanntlich keine Furcht kannte, ging nun, um der Sache auf den Grund zu kommen, auf die vermeintliche Laterne zu, mußte aber die unheimliche Entdeckung machen, daß kein Laternenträger und auch keine Laterne vorhanden waren, sondern nur ein Licht von geisterhaftem Schein stand dort mitten im Wege. Da ergriff den Felsen ohne Furcht und ohne Tadel das Entsetzen. In vollem Laufe eilte er seinem Hause zu, aber dicht auf den Herten folgte ihm das geisterhafte, unheimliche Licht. Atemlos, schweißbedeckt mit schreckensbleichem Angesicht gelangte der Gehegte bei seiner Wohnung an, mit ihm das Spuklicht. Dieses zog dann querfeldein über Gräben und Wege, über Acker und Wiesen, vor nichts Halt machend, bis es plötzlich sich in ein Nichts auflöste und spurlos verschwand. Nach diesem Erlebnis hat unser Bauer nie wieder über Spuk und Spukgeschichten gehöhnt und gelästert. —

Das Meierregister der Herren von Lüneburg.

Von Dr. M. Capelle.

Eine für die Agrargeschichte der Börde Beverstedt und benachbarter Gebiete außerordentlich wertvolle Quelle liegt vor mir in der Gestalt eines Verzeichnisses aller den Burgherrn von Lüneburg in Alt-Lüneburg nach Meierrecht verbundenen Bauern und sonst zu Dienstleistungen bzw. Abgaben verpflichteten Hinterlassen. Die Aufzeichnungen sind im Jahre 1603 niedergeschrieben und für die einzelnen Orte systematisch durchgeführt. Einige spätere Zusätze oder Abänderungen stammen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Jeder Hof, jedes einzelne Stück Ackerland, Wiese, Wald und Moor, alles wird nach Lage, Größe und Ertrag aufgeführt, ebenso werden die zu leistenden Abgaben und Dienste genannt. Dadurch gewinnen wir ein Bild von der Bedeutung und dem Wert einer solchen Grundherrschaft, wie sie der Adel des Erzstifts einst ausübte. Weiter birgt das Buch einen so reichhaltigen Schatz an Flurnamen, daß eine gelegentliche Auswertung auch nach dieser Richtung hin unbedingt erforderlich erscheint, zumal das Material aus älterer Zeit stammt als die Quellen, die Dr. Strund für seine wertvollen Abhandlungen über das einstige Agrarwesen des Bielelandes zur Verfügung standen. („Vom einstigen Agrarwesen des Bielelandes zur Flurnamen dargestellt“. Jahresberichte der Männer vom Morgenstern XX (1922/23) S. 33 ff. und „Die Flurnamen des Bielelandes“, ebenda XXI (1923/24) S. 44 ff.) Von ganz besonderer Bedeutung sind diese Angaben des Buches auch für die familiengeschichtliche Forschung, nicht etwa allein der Namen wegen, die uns aus dieser Zeit kein Kirchenbuch mehr überliefert, besonders auch wegen der genauen Angaben der Besitzverhältnisse, die den Familienforscher instand setzen, den Besitz seiner Vorfahren um 1600 kennen zu lernen. Wir müssen uns indessen an dieser Stelle der Kürze befleißigen und können deshalb vorläufig nur ein Verzeichnis der Namen folgen lassen, das sicherlich manchem erwünscht sein wird, „der seiner Väter gern gedenkt“.

Alt-Lüneburg (Olden Lünebergen): Christoffer Brodhusen, Gerdt Schüller, Heinrich Schnider, Johan Grimme, Bögt zu Alt-Lüneburg, Claues Bäder, Marten Böhen, Hinrich Gerdes, Marten Martens, Johan Gevers, Henric Roges, Claues Lohsen, Lubede Schniders, Johan Müller, Dirck Holling, Dirck Gerde, Gerdt Martens, Johan Rickels, Carsten Spinneden, Lüder Lohsen, Carsten Hein, Johan van Glaen, Jost Wagener, Pastor zu Alt-Lüneburg.

Geestenseth (Geestensett): Melchior Tineden, Johan Hannemann, Peter Hannemann, Alberdt Louwen.

Frelsdorf (Frellstorf): Johann Hollweges, Johan Bodes, Carsten Lohsen, Jürgen Lohsen, Harmen Feldtman, Carsten Mertens, Claues Bodes, Johan Börger, Johan Hornemann, Claues Brünning.

Webel (Wedell): Johan Wilschen, Johan Walsdaken, Melchior Wilschen, Harmen Osterndorf, Christoffer Wilschen, Wilden Bullenwintel, Carsten Borchers, Jacob Langedirck.

Beverstedt (Bevestede): Heinrich Billebrandt, Joest der Schmidt, Johan Budehorne, Joachim Bohne, Diederich Rappellmann.

Wollingst (Wollingstede): Dirck Hollinges, Lüder Bevesteden, Alexander Roster, Carsten Osterndorf, Wilden Hunken, Bartelt Böhen, Wilken Wilsens, Heinrich Bullenwintel, Cordt Wieke, Segebad Tommes, Hinrich Brodmann, Claus Börger.

Lohe (Loe): Dreyes Spinnede, Carsten Bardenwied.

Taben: Johan Otten, Heinrich Brünies.

Wachholz (Wacholte): Johan Brünies, Carsten Brüninges.

Osterndorf (Osterndorf): Johan Böleden, Johan Beerdehalven, Albern Arenbes, Berendt Möller.

Wellen (Wellenn): Jacob Tittken, Johan Tittken, Dirck Tittken, Logstedt (Logstede): Johann van Hollen, Jürgen Pöschenn.

Selstedt (Selstede): Sannete Brünies, Diterich Geresen, Johan Jeger, Carsten Jeger, Lüder Lühbergen, Claues Volten, Claues Fickenn, Hinrich Lühbergen, Lüder Milben, Dirck Tineden, Lüder Fabians, Fabians Fabians.

Bramel: Alrid Harries, Johan Henninges.

Donnern: Lüder Arenbes, Hinrich Bardenwied, Claus Pöschenn, Dirck Hedman, Hinrich Möller, Johan Arpsen, Herman Roster, Hans Schnider, Johan Peters, Johan Meier.

Armstorf (Armstorf): Jasper van Rampe, Heinrich van Rampe, Hipstedt (Hipsstede): Carsten Gerdes, Joachim Stellinge.

Westerbeverstedt (Westerbevestede): Heinecke Roges, Dirck Milben, Christine Dulik, Wilsche Wilschen, Otto Brünies, Arendt Seebeck, Johan Hülseberg, Hinrich Brichwedell, Johan Buttelman, Claues Ricker, Catrine Tweidtmans.

Freschluneberg (Freischen Lünenbergen): Unnecke Christoffers, Alberdt Hoppen, Heinrich Tilemann, Heinrich Segelken, Danciel Jeger, Johan S. Papen = (des Papen Sohn), Johan Stoers, Mede Wölden, Heinrich Möleman, Harbordt S. Papen = (des Papen Sohn), Johan Milben, Lüder Struß, Hinrich Schotte, Carsten Schriver, Alberdt Roes, Heinecke Wittpennig.

Opheln (Oppelau), Kr. Neuhaus: Engel Goltman, Dithmer Arp, Claues Eler, Johan vom Rampe, Peter Küwer, Johan van Soosten, Johan Bartels, Heinrich Timmann, Berent Timmann, Carsten Bocken, Bartelt Bartels, Johan Dirckes, Claues Strund, Johan Roster, Claues Speet, Peter Jürgen.

Marsel (Marssel): Lüder Claues, Johan Oldtman, Lüder Oldtman, Johan van Lubbe, Harmen Hardingh, Heinrich Matten, Frerich Dancien, Dirck Schnelle, Johan Schriver (Schriker), Lüder Stöver, Marten Rolappe, M. Symens, Jürgen Müller, Berendt Schwede, Heinrich Medelenborch, Arendt Saffhagen, Arendt Krundup, Arendt Meier, Lüder auf dem Berge, Heinrich Cordes.

Anton Biels Grab.

Beim alten Turm in Dingen,
da ruht ein Wurster Heib,
der einst in schweren Tagen
die Seinen rief ins Feld.

An der Franzosenbrücke,
da stand er seinen Mann,
da mußte er unterliegen
dem welschen Heeresbann.

Er schläft in Selmaten
auf hoher Warf beim Turm;
ihm rauscht des Stromes Brandung,
ihm singt sein Lied der Sturm.

Der Wogen wildes Toben
hat ihn den Kampf gelehrt;
der Stürme rauhes Brausen
den Trost in ihm genährt.

So lohete in ihm mächtig
wie wildbewegte Flut,
der freien Friesen Erbe,
der kühne Freiheitsmut.

Drum sei er unvergessen,
solang' die Deiche steh'n
und um die alten Werten
der Nordsee Stürme weh'n.

Heinrich Mahler.

Eine Umfrage zur Geschichte des Deichbaues.

In Nr. 10 des Niederdeutschen Heimatblattes v. Jz. brachten wir eine Umfrage nach der Störte (Sturzlarve), die früher bei Erdarbeiten in Gebrauch gewesen ist. Hierzu wird uns berichtet:

Die Sturzlarve wurde unter dem Namen „Wippe“ bei dem Bau des Alten Hafens und dem Deichbau verwandt. Die Wippe war zweiräderig. Die Räder hatten wohl kaum die Höhe der Räder eines gewöhnlichen Lastwagens. Die Wippe wurde mit zwei Pferden bespannt. Der Kasten, der zur Aufnahme der Erde diente, ruhte auf einer Achse, so daß er leicht zu kippen war. Schätzungsweise konnte er wohl nicht ganz einen Kubikmeter Erde fassen. Er hatte eine Seitenhöhe von circa 60 Zentimeter und war hinten offen. Vorne war der Kasten mit einer Kette am Unterstell befestigt, um ein Kippen an einem Orte zu verhindern, wo es nicht beabsichtigt war. Sollte die Erde ausgeschüttet werden, so machte man mit der Wippe eine Drehung, löste die Kette und ließ dann die Erde aus dem Kasten gleiten.

Eide Siebs, der bekanntlich bei Beginn des Hafenbaues vor hundert Jahren aus Badinghüttel nach hier kam, brachte Wippe und Gesspann aus dem Lande Wursten mit nach hier. Ob die Wippe damals auch im Lande Wursten bei Erdarbeiten gebraucht wurde, konnten wir nicht feststellen. Ein paar Wippen, die noch als altes Gerümpel auf dem Hofe der Firma Eide Siebs standen, wurden später zum Einebnen von Grundstücken gebraucht. Vor einigen Jahren aber, als sie schon manches Jahr unbenutzt dagestanden hatten, wurden sie zerföhren.

Beim Bau des Geestmünder Hafens, der 1857 bis 1863 erfolgte, wurde die Wippe nicht mehr verwendet. Damals wurde die ausgehobene Erde mit Wagen befördert, die auf Gleisen liefen, oder mit Schubkarren.